

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Verzeihen Sie, Herr Graf“, erwiderte der Kutscher mit großer Höflichkeit, „ich kann beim besten Willen nicht schneller fahren. Meine armen Thiere sind seit heute Morgen auf den Beinen und zum Ansfuteln müde und ich fahre deshalb durch die kleine Querstraße, um mir den Weg abzukürzen. Seien Sie ohne Sorge, wir sind bald in Ihrem Hotel.“

Dem Grafen war das Geschwätz des Kutschers sehr angenehm, es überhob ihn in einer Antwort, doch seine Gemahlin hatte sich davon nicht zerstreuen lassen und sie wiederholte jetzt ihre innige Bitte: „Nicht wahr, Stefan, Du gehst einem neuen Duell mit diesem gefährlichen Menschen aus dem Wege?“

Ghula wollte eben seiner Gemahlin eine Antwort ertheilen, sie beschwichtigte, da ließ sich von der Straße ein wilder verzweifelter Nothschrei vernehmen: „Hilfe, Mörder! Hilfe, Hilfe!“

Der Graf glaubte an dem scharfen durchdringenden Ton die Stimme zu erkennen, es war die Lubowsky's. Nein, er täuschte sich nicht — zu deutlich war ihm noch diese schneidende, starke Stimme in Erinnerung, die ihm stets ein Unbehagen erzeugt.

Sein Todfeind war hier jedenfalls in Gefahr und einen Augenblick kämpfte sein Haß mit seinem Edelmuthe. Wenn er ihm nicht zu Hilfe eilte, dann war Lubowsky gewiß verloren und er endlich von einem Gegner befreit, dessen Heimtücke und Bosheit er genugsam kennen gelernt hatte. Wer wußte es, daß er einen Menschen in Stich gelassen und wer konnte es ihm verargen, wenn er seinen gefährlichsten Gegner sich selber überließ; aber nur einen Augenblick schwankte er, dann rief er in athemloser Hast dem Kutscher zu: „Deffne, öffne, ich muß ihm zu Hilfe kommen!“

Die Gräfin schlang ihre Arme um ihren Gemahl und rief in höchster Verzweiflung: „Geh' nicht, Stefan, geh' nicht! Sie werden Dich auch ermorden. O bleib! Du darfst mich nicht verlassen“, und in höchster Aufregung suchte sie ihn mit zärtlicher Gewalt zurückzuhalten.

Der Kutscher hatte schon gehalten und war vom Bock gesprungen: „Bleiben Sie nur, Herr Graf; ich werde schon mit den Schurken allein fertig werden, und August schwang dabei seine Peitsche.“

Der lecke Bursche hatte in seinem jugendlichen Uebermuthe keine Ahnung von der Gefahr, die er

lief. Nun durfte der Graf erst recht nicht zögern. Er griff nach seinem Dolch unter der Brust, den er stets bei sich trug, der einzigen Waffe, die ihm zur Verfügung stand, und sich aus der Umarmung seiner verzweifelten Gattin losmachend, rief er ihr zu:

„Beruhige Dich, Kind, ich bin in wenigen Augenblicken wieder hier.“ Er hat schon die Wagenthür aufgedrückt und sprang hinaus.

Die Gräfin streckte noch einmal verzweifelt die Arme aus, als könne sie ihn festhalten, stieß einen wilden Angstgeschrei aus und brach ohnmächtig zusammen.

Eine Militärpatrouille bemerkte am Ende der Straße de la Paix im unsichern Scheine der nur spärlich brennenden Laterne zwei Menschen, die lang ausgestreckt am Boden lagen. Der die Wache führende junge Offizier glaubte, daß es Nachtschwärmer seien, die hier ihren Rausch ausschlafen wollten und befahl einem seiner Leute hinzugehen, und die Trunkenbolde zur Entfernung aufzufordern und schlimmsten Falls sie zu arretiren. Kaum war der Mann näher getreten, da rief er in seinem ehrlichen Gasognisch ganz erschrocken: „Herr Lieutenant, ich kann die wunderlichen Kerle nicht arretiren, sie sind todt.“

Der junge Offizier eilte jetzt mit seinen übrigen Leuten ebenfalls zur Stelle und übersah mit raschem Blick die nächtliche Schauer-scene. Ein stattlicher kräftiger Mann in der Maskenkleidung eines Spaniers lag todtensbleich, aus mehreren Wunden blutend, am Boden, während ein Anderer, im Domino, völlig betäubt mit seinem Kopf auf dem Leibe des Erstem ruhte. Ein blutiger Dolch und die Scheide eines bloßen Zeremoniebezugs, wie er bei Maskenbällen üblich ist, lag daneben. Das Heft davon war nirgends zu sehen.

Als der Lieutenant den Kopf des Domino erhob, um zu sehen, ob dieser ebenfalls getödtet worden, schlug der Mann, wie aus einer schweren Betäubung erwachend die Augen auf. Er starrte anfangs den jungen Offizier wie eine Geistererscheinung an, endlich schien seine Besinnung zurückzukehren, mit dem Aufwand aller Kräfte raffte er sich empor, taumelte aber wie ein Betrunkener und mußte sich gegen den nächsten Thorweg stützen.

„Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen muß“, wandte er sich zu dem Lieutenant: „aber wollen Sie die Güte haben, mich zu meinem Wagen zu führen, meine arme Gemahlin wird mich mit Schmerzen erwarten.“